

Leit aufsätze.

1.

Grundfragen und Aufgaben der neulateinischen Philologie.

Von Professor Dr. **Georg Ellinger**, Berlin.

Von einer neulateinischen Philologie kann nur mit Vorbehalten gesprochen werden. Die Erforschung des Neulateins steht noch in ihren Anfängen; es fehlt ein sicheres Verfahren, wie es sich für die wissenschaftliche Behandlung des Mittellateins bereits ausgebildet hat. Die Verdienste der wertvollen Beiträge zur Geschichte des Humanismus sollen nicht geschmälert werden, und es ist dankbar anzuerkennen, daß die Ergebnisse der in Betracht kommenden Forschungen auch die Erkenntnis der Sprach- und Stilgeschichte wesentlich gefördert haben. Aber feste Grundsätze für einen einheitlichen Betrieb dieses Wissenszweiges fehlen noch. Ebensowenig herrscht eine Sicherheit darüber, wie weit sich das Gebiet des Neulateinischen erstreckt, und wie die einzelnen Abschnitte angesetzt werden müssen. Deshalb wird ein Versuch am Platze sein, einige der wichtigsten Aufgaben, die der Erledigung harren, ins Auge zu fassen. Vollständigkeit wird nicht erstrebt; der Verfasser wäre dankbar, wenn andere Fachgenossen durch die nachfolgenden Zeilen veranlaßt würden, sich ebenfalls über den Gegenstand auszusprechen und die Lücken zu ergänzen.

Nach dem Gesagten wird es zunächst notwendig sein, die Grenzen des Gebietes abzustecken. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die neulateinische Sprache dem Humanismus ihren Ursprung verdankt. Daher würde man unbedenklich auch das vom Humanismus Geschaffene in die neulateinische Literatur mit einbeziehen können. Trotzdem ist es üblich geworden, zwischen Humanismus und Neulatein eine Scheidelinie zu ziehen. Und Gründe für eine solche Trennung sind vorhanden. Sie offenbaren sich namentlich in dem Charakter der Sprache, denn die entscheidende Form des Neulateins bildet sich erst im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts heraus. Dem freien Regen und Bewegen der Kräfte zur Zeit der Blüte des Humanismus (also etwa von 1480 an) entspricht es, daß auch die Sprache noch nicht durch unumstößliche Regeln eingedämmt ist. Das geschieht erst in dem nachhumanistischen Gelehrtentum. Dessen Zusammenhang mit dem Humanismus darf gewiß weder sprachlich noch kulturgeschichtlich unterschätzt werden: Ausdrucksform und Gedankengut sind von den Humanisten übernommen, und die Begründer dieses späteren Gelehrtentums gehören

noch zur Hälfte dem Humanismus an. Aber über der Zusammengehörigkeit darf das Trennende nicht vergessen werden. Der Humanismus als fortschreitende Bewegung verliert seit der Konsolidierung der Reformation den beherrschenden Platz, den er bisher im deutschen Geistesleben eingenommen hatte. Erasmus überlebt diesen Zusammenbruch noch elf Jahre, aber von einer ähnlichen Stellung, wie er sie in der Blütezeit des Humanismus eingenommen hatte, konnte nicht mehr die Rede sein, und seine Äußerungen spiegeln den Niedergang des eigenen Ansehens wie das der ganzen Richtung wieder. Allein trotzdem wirkten die Ideale des Humanismus fort, freilich ohne von der hoffnungsfreudigen Teilnahme der Gebildeten getragen zu werden. Die ganze Bewegung wird in das Bett des Schulmäßigen geleitet, und etwas von diesem Charakter haftet auch dem Größten an, was innerhalb dieses späteren Gelehrtentums geleistet worden ist. Angesichts dieses grundsätzlichen Unterschiedes zwischen der Zeit vor und nach 1525 — die Zahl gibt selbstverständlich nur eine allgemeine Bestimmung — erscheint es zweckmäßig, die beiden miteinander verbundenen und doch sich deutlich voneinander abhebenden Perioden auch durch die Namen voneinander zu sondern. Und da die Bezeichnung Humanismus sich allgemein durchgesetzt hat, so empfiehlt es sich, sie auf die Zeit bis etwa 1525 zu beschränken und das im weiteren Verlauf des Jahrhunderts Entstandene in die Rubrik der neulateinischen Literatur einzureihen. Die Begründung dieser verschiedenen Benennung ergibt sich eben aus der Tatsache, daß seit etwa 1525 in Sprache, Geist und Gehalt ein durchgreifender Wandel eintritt. Immerhin hat es die neulateinische Philologie mit beiden Zeitabschnitten zu tun. Denn eine Behandlung von Literatur und Sprache des späteren Gelehrtentums erweist sich nur dann als möglich, wenn beständig auf die gleichen Gebiete der humanistischen Zeit zurückgegriffen wird.

Besondere Schwierigkeiten ergeben sich bei der Behandlung der Prosa. Das Stoffgebiet ist hier von so außerordentlichem Umfange, daß man nur schrittweise dem Ziel näherkommen wird. Außer dem im Laufe des 16. Jahrhunderts sich steigernden Anteil der schönen Literatur erheischen namentlich die wissenschaftlichen, insbesondere die theologischen Darstellungen eine genaue Berücksichtigung; Abhandlungen, Reden, Predigten u. a. müßten auf Inhalt, Form und Sprache geprüft werden. Bei der Massenhaftigkeit des Stoffes kann auf diesem Gebiete wohl eine Zusammenfassung noch nicht angestrebt werden; ehe Stilbeobachtungen zu einem Autor oder einer Autorengruppe in ausreichendem Maße vorliegen, wird sich eine Vorstellung von dem Laufe der Entwicklung nicht gewinnen lassen. Eine ganze Reihe von Fragen stellt sich dabei heraus, namentlich auf dem rein sprachlichen Gebiet. So etwa die folgenden: Wie ist das humanistische Latein durch die biblische Vorstellungswelt und den Ausdruck der Bibel (überwiegend der Vulgata) um- und neugestaltet worden?

Wie haben die neu aufgekommenen sittlich-religiösen, wie die rein dogmatischen Fragen die Sprache gefärbt? Welche Erweiterungen hat die Sprache vornehmen müssen, um der Fülle neu entstandener Begriffe auf dem Gebiete des Rechtes und Staates zu genügen? Mit der Erkenntnis der allmählichen Vermehrung des Sprachgutes würde sich durch derartige Untersuchungen auch der Wandel auf den verschiedenen Kulturgebieten erschließen. Durch stilistische Beobachtungen zu einzelnen Schriftstellern kann einer unbedingt notwendigen Gesamtbetrachtung dieser Art vorgearbeitet werden. Eine solche erweist sich vielleicht am ehesten auf einem Felde als möglich, nämlich bei der Brieffliteratur. Zusammenhang und Unterschied der Sprache des Humanismus und des späteren Gelehrtentums würden sich aus einer sorgfältigen und umfassenden Erforschung der Brieffliteratur am leichtesten feststellen lassen. Die Briefe des Erasmus, Mutians, Pirckheimers, Eobans, Melanchthons, Camerarius' müßten auf das Gemeinsame in Sprache und Stil untersucht werden; schon bei den beiden zuletzt Genannten ließe sich wahrscheinlich der allmählich eintretende Wandel erkennen; wie der Inhalt, so beginnt auch die Sprache einen anderen Charakter anzunehmen. Diese Erscheinung offenbart sich im weiteren Verlauf des 16. Jahrhunderts mit immer größerer Deutlichkeit: in der Sprache spiegelt sich die Veränderung der Zeit und ihrer Ideale. Um den Zusammenhang und zugleich das Trennende in der Kulturentwicklung festzustellen, wäre es zweckmäßig, die Untersuchung auch auf die dem Humanismus vorangehende und noch längere Zeit neben ihm herlaufende Sprachform auszudehnen. Das Verhältnis des mittelalterlichen Kirchenlateins zu der Sprache der Humanisten ist noch ungeklärt; nur sehr wenige Beiträge liegen vor, so die guten Nachweise zu Eobans Heroïden bei Krause, Helius Eobanus Hessus (Gotha 1879), Bd. 1, S. 130, Anm. 2, S. 131, Anm. 1. Hier bietet sich noch ein weites fruchtbares Feld für die vergleichende Betrachtung. Wenn eine solche Aufgabe im ganzen oder im einzelnen angegriffen wird, dann müssen selbstverständlich auch die Briefe derer herbeigezogen werden, die zwar Zeitgenossen der humanistischen Blütezeit und des beginnenden nachhumanistischen Gelehrtentums sind, trotzdem aber sprachlich noch in dem mittelalterlichen Kirchenlatein wurzeln — eine Erscheinung, der auch für die Einreihung in die jeweilige Kulturschicht eine bei weitem größere Bedeutung zukommt, als man gewöhnlich annimmt. Als unbedingt notwendig und dankbar erweist sich z. B. eine Untersuchung der Briefe Luthers auf Sprache und Stil. Sicherlich gehören Luthers lateinische Briefe noch dem Kirchen- und Mönchslatein an, aber von den Auswüchsen des späteren Mittellateins halten sie sich vollständig frei; sie überraschen durch ihren natürlichen ungezwungenen Ausdruck. Das hat neuerdings Robert Herndon Fife mit Recht hervorgehoben (*The Germanic Review*, Vol. VI, Nr. 3, S. 221; 1934). Nun wäre allerdings die Frage zu

erwägen, ob nicht bei der weiteren Entwicklung von Luthers lateinischem Briefstil humanistische Einflüsse, durch Melanchthon vermittelt, mitgewirkt haben, wie solche in der Sprache der ganz antihumanistischen Schrift: „De servo arbitrio“ erkennbar scheinen. Eine genaue Untersuchung der Sprache von Luthers Briefen würde wahrscheinlich das dem Wesen des Reformators entsprechende Ergebnis zeitigen: eine äußere Anpassung mag stattgefunden haben, aber in der Hauptsache hat Luther auf seiner Art bestanden und nichts aufgenommen, was ihr wirklichen Eintrag hätte tun können. Trifft dieses Urteil zu, dann kommt diesen Briefen auch als Sprachdenkmälern der größte Wert zu. Durch einen Vergleich mit den Humanistenbriefen wird sich dann die Möglichkeit ergeben, auch im einzelnen festzustellen, wie sich das Wesen der im Innersten verschiedenen, wenn auch zeitweilig zusammengehenden Geisteswelten in der Sprache kundtut. —

Etwas mehr als bei der Prosa ist bei der neulateinischen Poesie vorgearbeitet. Insbesondere gilt dies vom lateinischen Drama. Infolge der von Goedeke und Scherer begonnenen, dann namentlich durch Bolte erfolgreich fortgesetzten Beschäftigung mit dem lateinischen Drama läßt sich dieses Gebiet am leichtesten überschauen. Im Gegensatz zum Drama sind jedoch die anderen Gattungen der neulateinischen Dichtung von der Einzelforschung bisher arg vernachlässigt worden. Im letzten Jahrzehnt hat sich allerdings ein Wandel angebahnt, da in den Darstellungen einzelner Abschnitte der deutschen Literaturgeschichte die lateinische Dichtung sorgfältig berücksichtigt worden ist. Aber Einzeluntersuchungen liegen nur in geringer Zahl vor. Deshalb war es notwendig, zunächst einmal den Weg einer Zusammenfassung des ganzen Gebietes zu beschreiten. Das hat der Schreiber dieser Zeilen getan, und er darf die bescheidene Hoffnung hegen, daß auch diesmal, wie es so oft schon geschehen ist, durch eine Gesamtdarstellung die Einzelforschung zur Betätigung angeregt werden wird¹.

¹ Obgleich es nicht die Art des Verfassers ist, von seinen Arbeiten zu sprechen, bleibt ihm in diesem Falle doch nichts weiter übrig. Seine „Geschichte der neulateinischen Literatur Deutschlands im 16. Jahrhundert“ (2 Bde., Berlin 1929; die erste Abteilung des dritten Bandes, die neulateinische Lyrik der Niederländer im 16. Jahrhundert darstellend, erscheint in Kürze) hat das geben wollen, was zunächst nötig ist, nämlich eine Bestandaufnahme des Vorhandenen und eine auf selbständigem Urteil beruhende Bezeichnung dessen, was für die Erkenntnis der Entwicklung des Literaturzweiges wirklich ins Gewicht fällt. Zu diesem Zwecke war es notwendig, über Inhalt und Form des Ausgewählten eingehenden Aufschluß zu geben. Als ein zuverlässiges Handbuch, aus dem in jedem Einzelfalle die erste Belehrung geschöpft werden kann, ist das Werk gedacht; darüber hinausgehende Ansprüche erhebt es nicht. Die Anordnung bot große Schwierigkeiten. Obgleich dem Verf. ursprünglich eine von den allgemeinen Fragen ausgehende Darstellung vorschwebte, hat er sich schließlich doch für eine chronologische Aneinanderreihung der einzelnen Persönlichkeiten entschieden. Das Unvollkommene einer solchen Nebeneinanderstellung von Ausschnitten verkennt er gewiß nicht, aber er hält diese in dem vorliegenden Falle für das kleinste Übel, weil sie am ehesten dazu geeignet ist, dem Wesen der vorliegenden Stoffmasse

Bei einer Sichtung des Vorhandenen ist zunächst die Frage nach dem Werte der einzelnen Gattungen zu beantworten. Vom Drama darf nach dem oben Gesagten abgesehen werden. Die mannigfachen Spielereien, in denen sich die Zeit gefiel, und die sich großer Schätzung erfreuten, Anagramme, Akrostichen, Rätsel und Verwandtes, dürfen zwar im Hinblick auf ihre Nachwirkung in der deutschen Poesie des 17. Jahrhunderts nicht ganz fehlen, können aber ohne weiteres zurücktreten. Wichtiger ist schon die Übersetzungsliteratur, wovon unten noch ein Wort zu sagen ist. Beim Epos erweist sich eine Scheidung als unumgänglich nötig. Zahlreiche Epen enthalten weiter nichts als annalistische Aneinanderreihungen; es fehlt fast jeder Hauch geistigen Lebens. Diese der Nüchternheit des Zeitalters entsprechende Art beherrscht auch die Versuche mancher höherstehenden Poeten, z. B. die Bocers und Schossers. Diese tote Masse hat auszuschneiden. Überall dagegen, wo sich Ansätze zu Eigenem bieten, hat die Forschung einzusetzen. Allerdings treten solche Ansätze nicht allzu häufig auf; daraus ist es wohl zu erklären, daß das neulateinische Epos nur eine sehr geringe Nachwirkung ausgeübt hat; der verhältnismäßig überaus spärliche Ertrag der deutschen Versepike des 17. Jahrhunderts wird auf den Umstand zurückzuführen sein, daß in der neulateinischen Dichtung des Reformationszeitalters nicht genügend vorgearbeitet war. Nur auf einem Gebiet gewinnt man den Eindruck, als ob eine stärkere Konzentration der Kräfte stattgefunden hätte, nämlich beim biblischen Epos. Freilich gilt das nur von einzelnen auserlesenen Stücken (vgl. Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 2, S. 488b).

Aber alle diese Gattungen treten an Bedeutsamkeit hinter der Lyrik zurück. In ihr bereiten sich die Kräfte vor, die die deutsche Poesie im 18. Jahrhundert aus ihrem Dornröschenschlaf wecken sollten. Sieht man von einzelnen Höhepunkten des Kirchen- und Volksliedes ab, so kann von einer wirklichen Lyrik im 16. Jahrhundert kaum die Rede sein. Man braucht nur daran zu denken, in welcher Weise ein wahrer Dichter wie Hans Sachs in seinen Buhliedern die aus dem Wesen der Gattung sich ergebenden Vorwürfe angriff, um zu erkennen, daß die Stunde der Befreiung des Gemüts noch nicht geschlagen hatte.

gerecht zu werden. Für die Berechtigung dieser Ansicht hat er den gewichtigsten Zeugen für sich, nämlich Goethe. Dieser gab einem Studenten, den Goethes allbekannte Äußerung über die neulateinische Dichtung (in dem Aufsatz: „Deutsche Sprache“, „Über Kunst und Altertum“ I; 3, 45) veranlaßt hatte, dem Gegenstande näherzutreten, folgenden Rat: „Die chronologische Betrachtung geht allem anderen vor. Ferner möchte ich Sie ermahnen, daß, wenn Sie die Dichter chronologisch darstellen, Sie alsdann einen jeden nach seinem eigentümlichen Charakter schildern; daraus folgt schon, wie und was er gedichtet hat. Lassen Sie sich ja nicht auf die Rubriken ein, wonach man die schönen Redekünste zu sondern und zu ordnen pflegt.“ (Goethejahrbuch, Bd. 2, S. 284; 28. Mai 1819.) Das Buch des Verf. wird im folgenden zitiert als Ellinger, Bd. 1 u. 2.

Alles trägt noch den Charakter des Gebundenen, Unentwickelten, die Voraussetzungen für die Möglichkeit eines freien Aufschwungs sind nicht gegeben. Aber wenn auch die Fähigkeit, den feineren Seelenregungen Worte zu leihen, noch fehlte, der Drang danach war vorhanden. Er konnte nur nicht befriedigt werden, weil die volkstümliche Derbheit der deutsch geschriebenen Literatur jeden solcher Versuche im Keime erstickte. Es ist demnach kein Wunder, daß sich die Sehnsucht nach der Befreiung der Seele gerade in jenen Kreisen regte, die durch ihre Bildung von der Volksliteratur geschieden waren. Ihnen bot sich im Latein ein Ausdrucksmittel für die Empfindungen, zu deren Bewältigung die deutsche Dichtersprache in ihrem damaligen Stand nicht ausreichte.

In diesem Vorgang ist der innere Grund für die Tatsache zu suchen, daß sich die Vorbereitung der höchsten Leistungen der deutschen Lyrik in der neulateinischen Dichtung des 16. Jahrhunderts vollzog. Wer den Grundgehalt der Poesie des Petrus Lotichius Secundus mit dem zusammenhält, was an ähnlichen Bekenntnissen in deutscher Sprache vorliegt, dem kann es nicht entgehen, daß hier eine ganz neue, ungeahnte und zukunftsreiche Welt des Gefühls erschlossen wird. Wenn nun aber trotzdem eine völlige Befreiung der Seele noch nicht erfolgte, so ist das aus der sprachlichen Abhängigkeit zu erklären. Zu stark wirkte die überlegene Formgebung der römischen Dichter ein, so daß wörtliche Herübernahme oder leichte Umwandlung antiker Dichterstellen als etwas Selbstverständliches betrachtet wurde. Überall scheinen die erlernten Phrasen hindurch, und auch ein Dichter vom Rang des Lotichius bildet in dieser Beziehung keine Ausnahme. Den Wert dieser sog. Centonenpoesie richtig abzuschätzen, gehört zu den schwierigsten Aufgaben der neulateinischen Philologie. Wie die vielfach vom Borg zehrende Literatur zustandekam, erklärt sich verhältnismäßig leicht: einerseits wirkte die mittelalterliche Gepflogenheit der wörtlichen Aneignung nach, andererseits war die Freude an dem neuerschlossenen Gut so mächtig, daß man durch das Einflicken der fremden Brocken den eigenen Versuchen eine besondere Zier zu geben meinte; von der Unzulässigkeit ihres Verfahrens hatten die Menschen des 16. Jahrhunderts deshalb keine Vorstellung, weil ihnen der Begriff des literarischen Eigentums noch unbekannt war. Es kommt hinzu, daß auch in der deutschgeschriebenen Dichtung vom Mittelalter bis tief in das 17. Jahrhundert hinein Entlehnung und Überarbeitung ebenso hoch geschätzt wurden wie das ursprüngliche Schaffen. Die Zeitgenossen haben also sicher an den Centonen keinen Anstoß genommen; die vorliegende Betrachtung hat aber die Frage zu beantworten, wie diese Poesie vom Standpunkt der geschichtlichen Entwicklung aus zu beurteilen ist. Und da ergibt sich folgendes: der tiefere Grund zu dem mehr oder weniger genauen Anschluß an die Antike ist in der Tatsache zu suchen, daß diese Menschen nach einem Ausdruck

rangen, der der Stärke des Empfindens entsprach. Aber da Empfindungs- und Gedankenwelt an die schwerfälligen Formen der Muttersprache gebunden waren, blieb auch der eigene Ausdruck im Lateinischen zunächst am Hergebrachten haften. Da kamen den Ratlosen die festgeprägten Formeln einer geschliffenen Sprache zu Hilfe. Was sie ausdrücken wollten, aber aus dem angegebenen Grunde nicht konnten, das fanden sie hier in vorbildlicher Weise wiedergegeben. Die Sitte der Zeit gestattete ihnen, derartige Stellen wortgetreu in ihre Verse einzufügen. Aber dieses mechanische Verfahren führte doch schließlich zu selbständigem Schaffen. An die Stelle des genauen Anschlusses trat nach und nach die Umbildung, und diese wurde allmählich durch eine freiere Nachahmung ersetzt, bei der der wörtliche Anklang vermieden wird, wenn sich auch das vorschwebende Dichtervort noch erkennen läßt. Erwägt man diese Wirkung, die allerdings nicht überall in der gleichen Weise eintrat, so wird man doch feststellen müssen, daß die Centonenpoesie keineswegs so unfruchtbar geblieben ist, wie man gewöhnlich annimmt; sie hat die Möglichkeit, das Innenleben in einer angemessenen Form auszusprechen, vorbereitet; vollzog sich dieser Vorgang zunächst im Lateinischen, so ist er doch auch für die deutsche Poesie nicht ohne Nutzen geblieben.

Völlig sichere Aufschlüsse über diese allmähliche Emanzipation des Gefühls und ihre Vorgeschichte werden sich nur auf dem Wege der Einzelforschung gewinnen lassen. Es kommt darauf an, bei jedem der über den Durchschnitt emporragenden Poeten die wörtlichen Entlehnungen und die vorschwebenden Stellen in ähnlicher Vollständigkeit zusammenzutragen, wie dies beispielsweise Peter Burmann in seiner klassischen Ausgabe von Lotichius' Werken getan hat. Erst wenn bei einer größeren Zahl von Neulateinern diese Vorarbeit geleistet worden ist, wird sich die Entwicklung überschauen lassen. Auf Grund der eigenen Lektüre glaubt der Verfasser die Grundlinien schon jetzt richtig gezeichnet zu haben; aber bei der ungeheuren Ausdehnung des Stoffes kann es nicht anders sein, als daß sich noch manche Abweichungen ergeben können, durch die das Bild in Einzelzügen ergänzt und berichtigt werden wird.

Neben der formellen ist die stoffliche Abhängigkeit zu berücksichtigen, denn es kann nicht zweifelhaft sein, daß Erfindungen und Gedankengehalt in ähnlicher Weise durch die klassischen Vorbilder bedingt sind wie das sprachliche und metrische Gewand. Das Fortleben der einzelnen römischen Dichter nach dieser Richtung hin in der neulateinischen Poesie zu verfolgen, wäre eine lohnende Aufgabe. Insbesondere gilt dies von den Elegikern. Schon wenn man die ersten Elegien der so viel nachgeahmten „Amores“ Ovids aufschlägt, springt der Zusammenhang in die Augen. I, 1. haben wir den bis zum Überdruß variierten aber auch von wahren Dichtern, z. B. von Secundus und Lotichius, übernommen Gedanken, daß der Gesang nicht die

kriegerischen Vorgänge verherrlichen, sondern der Liebe geweiht sein soll; I, 2. zeigt Amor als den Triumphator, dem sich niemand zu widersetzen vermag — ebenfalls bis zur wörtlichen Anlehnung tausendfach nachgebildet; aus I, 3. hallen zwei Wendungen in der ganzen neulateinischen Dichtung wieder: einmal, daß der Dichter offen auf die einfachen Verhältnisse verweist, denen er entstammt, zugleich aber die strenge Rechtlichkeit seiner Familie hervorhebt (vgl. z. B. Ellinger, I, 357), und dann die Verheißung des Dichters, daß der Geliebten durch seinen Gesang dauernder Nachruhm beschieden sein werde. Wenn in I, 4. Gestalten aus der griechischen Heldensage als Beispiele herangezogen werden, der Poet aber über der Ähnlichkeit der Situation den Unterschied der Persönlichkeiten nicht vergessen wissen will, so lebt auch dieser sonderbare Vergleich in der neulateinischen Literatur wieder auf (vgl. Ellinger, II, 100). Nicht minder ist das bei den Vorschriften der Fall, die in derselben Elegie für den geheimen Liebesverkehr mit der verheirateten Frau aufgestellt werden (vgl. Ellinger, I, 223). I, 6. enthält dann das so viel behandelte und ebensoviel in der neulateinischen Literatur nachgeahmte Motiv von dem vor der Tür der Geliebten harrenden Liebhaber, das bekanntlich auf griechische Vorbilder zurückgeht. Daß auch Nebenmotive in mehr oder weniger freier Nachbildung der römischen Dichtung entlehnt werden, lehrt I, 1. Der oben erwähnte Grundgedanke dieser Elegie führt zu folgender Erfindung: Waffen und Krieg sollen im epischen Vers besungen werden, aber Cupido raubt jedem zweiten Hexameter arglistig einen Fuß, und da sich die so geschaffene Form des Distichons nicht zum Heldensange, wohl aber zur Erotik eignet, so ist damit dem Dichter die einzuschlagende Bahn vorgeschrieben. Wie dieser Scherz in der neulateinischen Lyrik nachwirkt, zeigt Ellinger II, 135. Die beiden dort angeführten Beispiele beweisen zugleich, daß die Nachahmung der Alten keineswegs unfruchtbar geblieben ist. Und nach dieser Richtung hätte sich die Einzeluntersuchung, ähnlich wie bei der Centonenpoesie, hauptsächlich zu bewegen. Denn es kommt vor allem darauf an, festzustellen, inwiefern das Übernommene zu selbständiger Ausgestaltung angeregt hat. —

Wie allbekannt, ging das Neulateinertum im 17. Jahrhundert noch neben der deutschen Dichtung her, und wie stark die Personalunion zwischen neulateinischer und deutscher Poesie noch war, lehrt z. B. das Schaffen von Opitz, Fleming, Gryphius, Lauremberg und vieler anderer. Erst im 18. Jahrhundert gewann die deutschgeschriebene Dichtung das volle Übergewicht. Diese lange Fortdauer der lateinischen Versübung und ihre mehr oder weniger enge Verknüpfung mit der deutschen Poesie legt die Frage nach dem Verhältnis zwischen der neulateinischen und der deutschen Dichtung nahe. Bei der Beantwortung erweist sich ein Blick auf die gleichartigen Verhältnisse im Auslande als unumgänglich notwendig.

In den romanischen Ländern war der Gegensatz zwischen Nationalsprache und Latein nicht groß. Zwar haben sich manche Italiener ausschließlich oder fast ausschließlich des Lateinischen bedient, z. B. Pontanus und Flaminus. Aber bei der übergroßen Mehrzahl standen Italienisch und Neulateinisch gleichberechtigt nebeneinander. Ähnlich verhält es sich in Frankreich. Auch hier kommt es zu einem schwebenden Zustande, und obgleich von vornherein die Tendenz zur Muttersprache vorwaltete und diese schnell die Oberhand gewann, fühlte der französisch schreibende Poet doch die Neigung, wenigstens hin und wieder auch den lateinischen Vers zu verwenden, wie z. B. Mellin de Saint Gelais. Andere kehren, wenn sie lange in heimischer Zunge gedichtet, wieder zum Lateinischen zurück, so etwa Baif. Allerdings tritt es gerade bei diesem Dichter deutlich hervor, wie stark das Lateinische schon ins Hintertreffen geraten war. Baif hat das gleiche Epigramm aus der Anthologie zuerst französisch, dann lateinisch nachgedichtet: die französische Bearbeitung steht an Ursprünglichkeit und Frische turmhoch über der lateinischen (vgl. Augé-Chiquet, *La vie, les idées et l'œuvre de Jean-Antoine de Baif*, Paris et Toulouse 1909, S. 477). Gewiß bezeugt ein derartiger Vorgang, daß in Frankreich die Muttersprache in unaufhaltsamem Vordringen begriffen ist. Aber trotzdem blieb die lebendige Wechselwirkung zwischen den beiden Sprachen bestehen, wie denn z. B. Übersetzungen aus dem Italienischen und Französischen ins Lateinische allgemein üblich waren; in Italien, später auch in Frankreich und Deutschland, sind Gedichte Petrarca's u. a. unausgesetzt ins Lateinische übersetzt worden, in Frankreich ebenso die Verse Marots, Ronsards u. a. Daß es bei der bloßen Übersetzung nicht blieb, sondern auch eine unausgesetzte gegenseitige Beeinflussung stattfand, liegt auf der Hand (vgl. Ellinger, Bd. 1, S. 337). Es mag sich aus dem Gemeinschaftsgefühl der lateinischen Rasse erklären, daß von ihr bei dem Gebrauch des Lateinischen und der Muttersprache mehr das Gemeinsame als das Trennende empfunden wurde. Ganz anders im Deutschland des 16. Jahrhunderts! Hier tut sich zwischen den beiden Sprachen eine tiefe Kluft auf. Das offenbart sich nirgends deutlicher als da, wo der Versuch unternommen wird, die eigenen lateinischen Versuche sogleich dem Deutschen anzueignen. Aus den in Betracht kommenden Übertragungen sei eine herausgegriffen; absichtlich wird das Beispiel den Werken eines mäßigen Poeten entlehnt. Friedrich Widebram, über den Ellinger Bd. II, S. 126ff. zu vergleichen ist, gibt in seiner Gedichtsammlung: „*Poematum liber I, continens sacra*“ (Myrtilleti 1601), S. 140 folgende

Precatio in exilio.

Exul et aerumnis ingentibus obrutus, omnem

Dum frustra humanam spero relictus opem:

Tecum habito, te, Christe, dies noctesque requiro,

In tua me condens vulnera sancta fide.
 Suscipe me, miseri miserere tuoque vicissim
 Numine in hoc habitans pectore Christe mane.
 Ne tibi desertus te deseruisse vicissim
 Dicar. Promptus enim Spiritus, aegra caro est.
 Fama, facultates, cum corpore vita facessant,
 Si modo te moriens, Christe, reporto, sat est.

Das wird S. 200 folgendermaßen übersetzt:

Weil ich in Creutz, noth, angst und schweiß
 Keins Menschen mich zutrösten weiß,
 Zu dir allein Christ Ich mich wend,
 Mein Seel befihl in deine Hand,
 Mein Hertz in deine wunden schließ,
 Das ich deins vaters huld geniß,
 Nim du mich auff, dich mein erbarm,
 Schleuß mich widrumb in deine arm,
 Mit deinem trost mich ja nicht laß,
 Auff das ich dich auch nicht verlaß,
 Der geist ist willig, das fleisch ist schwach,
 Fahr Herr im Creutz mit mir gemacht,
 Und leg mir nicht mehr elends an,
 Alß ich im fleisch ertragen kan,
 Was zeitlich ist, fahr jmmer hin,
 In Christo sterben ist mein gewin.

Das lateinische Gedicht ist kein Meisterstück, aber wenn man es mit der deutschen Übersetzung vergleicht, dann springt es in die Augen, weshalb im 16. Jahrhundert die lateinische Dichtung notwendigerweise die Vorherrschaft haben mußte. Wie sticht die ausgebildete Kunstsprache von dem hölzernen, täppischen, hinkenden Ausdruck der Übersetzung ab! Bei einem Nebeneinanderhalten von Vorlage und Übertragungsversuch erkennt man, weshalb die Höherstehenden lieber zu den feststehenden Formeln der antiken Sprache griffen, als zu dem ungeschlachten Deutsch des Reformationszeitalters, das ihnen nur eine geringe Möglichkeit bot, Gedanken und Ausdruck in Übereinstimmung zu bringen. Zugleich ergibt sich aber aus dem Gesagten, weshalb bei den ausgebildeten romanischen Literaturen der Gegensatz zwischen Latein und Nationalsprache notwendigerweise zurücktreten mußte.

Es ist daher kein Zufall, daß gerade von den Dichtern, die sich der lateinischen Sprache bedienten, und die anderseits mit den romanischen Literaturen in nächste Berührung kamen, die ersten entscheidenden Versuche ausgingen, die tiefe Kluft zwischen deutschem und lateinischem Ausdruck zu überbrücken. Paul Melissus hatte nahe Be-

ziehungen zu den Dichtern der französischen Plejade, und in dem Kreise, dem er angehörte, und zu dem später auch Opitz in Beziehungen trat, wurzelte die Richtung, die in deutscher Sprache den Wett-eifer mit den ausgebildeten romanischen Literaturen aufnehmen wollte. Angesichts der beherrschenden Stellung, die das Latein bisher in der Kunstdichtung behauptet hatte, kann von vornherein angenommen werden, daß der neulateinischen Poesie ein unmittelbarer Anteil an dem Zustandekommen der neuen deutschen Kunstdichtung zufiel. Selbstverständlich übten auch die romanischen Literaturen, denen man es gleich tun wollte, einen mächtigen Einfluß aus, und das gleiche war bei der holländischen Lyrik der Fall, die in ihrer Ausbildung der deutschen unmittelbar vorangegangen und unter ähnlichen Bedingungen wie sie entstanden war. Aber so unzweifelhaft die ausländischen Literaturen die Entwicklung der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts bestimmt haben, einen nicht geringeren Einfluß als alle diese Einwirkungen zusammen hat die neulateinische Literatur ausgeübt. Dieser Einfluß wird zunächst durch das Fortleben der das Neulateiner-tum beherrschenden Grundgedanken bezeugt. Wie diese in der deutschen Poesie des 17. Jahrhunderts fortlebten, ist bereits 1889 in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“, Bd. 21, S. 317 ff., 320, an einem Beispiele nachgewiesen worden. Es würde nicht schwierig sein, den Nachweis auch auf die anderen leitenden Gedanken der neulateini-schen Poesie auszudehnen. Unmittelbar schließt sich an diese Aufgabe eine weitere an. Es gilt festzustellen, inwieweit die für das Neulateiner-tum bezeichnenden, typischen Gattungen von der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts übernommen worden sind. In Betracht kommen namentlich Ekloge, Heroide, Propemptikon, Hodoeporikon und die Gelegenheitsdichtung. Wie unmittelbar die deutsche Poesie den Spuren der lateinischen folgt, sei nur an einem Beispiel gezeigt. Die Eklogenform wurde in der neulateinischen Dichtung besonders gern dazu benutzt, um allgemeine Fragen religiöser Natur zu behandeln: nach den hergebrachten Hirtengesprächen wird einer der Hirten aufgefordert, sich über den in Betracht kommenden Gegenstand zu äußern, worauf dann erneute Gespräche den Abschluß herbeiführen. Ein deutsches Gedicht aus den Anfängen der Renaissancepoesie schließt sich auf das genaueste dieser Anordnung an und folgt in den Redewendungen getreulich dem neulateinischen Vorbilde: es kann als ein lateinisches Gedicht in deutscher Sprache bezeichnet werden. Der auch sonst bekannte Dichter, Christian Cunrad, war wohl ein Sohn des lateinischen Poeten Cunradus aus Breslau (1571—1633), die Ekloge führt den Titel: „Hirten-Gespräch von des Heiligen Geistes hohen und Seeligmachenden Gaben, Wie dann auch Anrufung Umb desselbigen Heiligen Geistes Beystandt“ (1628). Nicht überall springt die Anlehnung so in die Augen; mit der Zeit gewinnt die deutsche Dichtung der lateinischen gegenüber eine größere Freiheit. Aber bis in das

Ende des 17. Jahrhunderts und noch darüber hinaus wirken Gattungen und Motive des Neulateinertums nach.

In der Ekloge Christian Cunrads treten die Alexandriner an die Stelle der lateinischen Hexameter. Und diesem Vorgang entspricht es, daß in den Alexandrinerdichtungen der Nachhall des Neulateinischen am stärksten wirksam ist, während die strophischen Gebilde in ihrer überwiegenden Mehrheit den Einfluß der ausländischen Literaturen aufzeigen. Die Alexandrinergedichte rücken vielfach auch in die Stelle der neulateinischen Elegien ein. Diese Elegien (gelegentlich auch Hexametergedichte) geben sich meist als poetische Briefe, d. h. der Verfasser spricht sich über Allgemeines und Besonderes einem Freunde gegenüber aus. Vergleicht man nun die „An Herrn usw.“ gerichteten Gedichte des 17. Jahrhunderts mit den entsprechenden Stücken der neulateinischen Dichtung, so ergibt sich in Anlage, Durchführung und Einzelwendungen eine solche Übereinstimmung, daß der Zusammenhang nicht verkannt werden kann.

Wie auch bei einzelnen Richtungen das Vorbild der neulateinischen Dichtung wirksam gewesen ist, bliebe noch zu untersuchen. Einen wertvollen Beitrag zu dieser Frage hat neuerdings H. Pyritz¹ geliefert. Er geht den Spuren des Petrarkismus in der neulateinischen Lyrik nach und zeigt diese an einer Reihe von Beispielen auf. Unzweifelhaft hat er in vielen Fällen das Richtige getroffen. Nicht selten werden aber die Anklänge mit dem gemeinsamen Charakter aller Liebeslyrik zu erklären sein, z. T. auch aus dem seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer stärker sich geltendmachenden Streben nach Steigerung der Empfindung und des Ausdrucks. Daß in die Welt der modischen Unnatur, zu der dieses Streben schließlich führte, auch petrarkistische Motive einmündeten, ist jedoch ohne weiteres zuzugeben. —

Wesentliche Aufmerksamkeit wird der Frage nach der Einwirkung des Stiles der Neulateiner auf die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts zuzuwenden sein. Daß eine solche stattgefunden hat, unterliegt keinem Zweifel. Bestimmte Ausdrucksformen und Eigentümlichkeiten kehren, namentlich in der deutschen Alexandrinerdichtung immer wieder. Und zwar handelt es sich dabei keineswegs bloß um die Tatsache, daß die Schreibenden von Jugend auf unter dem Einfluß der lateinischen Literatur und Sprache standen, sondern um deutlich erkennbare Anlehnung an die neulateinische Dichtung. Diese im einzelnen festzustellen und eine sichere Grundlage für die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen der lateinischen Kunstrichtung des 16. Jahrhunderts und der deutschen des 17. zu schaffen, wird eine lohnende Aufgabe sein. —

¹ Hans Pyritz, Paul Flemings „Suavia“ (Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance, Bd. 1, S. 251 ff.), 1931. Ders., Paul Flemings deutsche Liebeslyrik (Palästra, Nr. 180), Berlin 1931.

Als ebenso notwendig wie das Vordringen von der neulateinischen Dichtung zu der Kunstübung in der Landessprache erweist sich die Feststellung ihres Verhältnisses zu der vorausgehenden Entwicklungsstufe. Wie schon bei der kurzen Betrachtung der Prosa hervorgehoben wurde, ist es unbedingt erforderlich, zu untersuchen, inwieweit die humanistische Sprache noch unter dem Banne des Mittellateinischen steht. Daß auch in der Poesie die Lösung von dem mittelalterlichen Brauch nur langsam erfolgt, daß der Nachhall des Mittellateins sich bis tief ins 16. Jahrhundert hinein bemerkbar macht, kann nicht bestritten werden; Beispiele für diese Erscheinung sind bei Ellinger, Bd. I S. 358ff., Bd. II S. 62ff. zusammengestellt; sie könnten noch vermehrt werden. Dabei tritt der anziehende Vorgang deutlich heraus, daß die humanistische und neulateinische Poesie zwar grundsätzlich das Mittellateinische verwirft und von ihm abbrückt, in der Praxis sich aber doch der Einwirkung des abgelaufenen Zeitalters nicht entziehen kann. Ein Zurückgehen auf die mittellateinische Dichtung wird allerdings vermieden; insofern scheinen die Brücken fast ganz abgebrochen. Nur zu bestimmten Zwecken, etwa zu religiöser Polemik, werden einige mittelalterliche Stücke wieder aufgefrischt, und ein günstiges Urteil bezieht sich immer nur auf den Inhalt. So wenigstens bei den deutschen Neulateinern; in Frankreich wird von einem neulateinischen Poeten wenigstens einmal eine mittelalterliche Dichtung gerühmt, nämlich der „Ligurinus“; in den „*variatarum lectionum libri duo*“ (Lutetiae 1582) des Jacobus Durantius Cassellius (um 1575) heißt es: „*Sic Guntherus, poeta sui temporis elegantissimus, de gestis Frederici lib. VII. principibus Romanis sacramenta praestita fuisse refert.*“ In dem „*sui temporis*“ kann man allerdings eine Art von Kritik erblicken. —

Wertvolle Beihilfe darf die neulateinische Philologie und Literaturgeschichte namentlich von der Lokalforschung erwarten. Noch immer schlummern in den kleineren Bibliotheken manche Neulateiner, die an sich nicht viel bedeuten mögen, deren Erschließung aber dem Gesamtbilde noch den einen oder anderen Nebenzug zuzufügen vermag. Ganz besonders ist die neulateinische Philologie auf den Beistand der Lokalforschung bei dem Auslandsdeutschtum angewiesen. Wie fruchtbar sich hier die Arbeit gestalten kann, lehren namentlich die Untersuchungen des Siebenbürger Forschers Hermann Schuller. Seine eifrigen, ebenso von gründlicher Beherrschung des Gegenstandes wie von sicherem Urteil zeugenden Bemühungen sind sowohl der neulateinischen Poesie wie der Prosa zugute gekommen. (Die wichtigsten Arbeiten: „*Des Christian Schesäus 'Bellum Pannonicum Solymanni imperatoris Turcorum ultimum'*“. Festschrift für Friedrich Teutsch 1922; „*Die handschriftlich erhaltenen Gesänge aus Schesäus' Ruina Pannonica*“, Programm, Mediasch 1923. „*Zur Sprache und Metrik Johann Lebels*“, Korrespondenzblatt d. Vereins für siebenbürgische

Landeskunde 1930. Und die ertragreiche Untersuchung zur lateinischen Prosa: „Die Reden des Christian Schesäus“. Hermannstadt. 1931.) Schuller hat jedoch bei der neulateinischen Literatur der Siebenbürger Sachsen nicht Halt gemacht; sein Aufsatz „Bedeutung und Erforschung der neulateinischen Literatur in Deutschland und bei uns“ (Korrespondenzblatt, 1930) will zwar ebenfalls der Erforschung des heimischen Lateins dienen, aber er erhebt sich über diesen besonderen Zweck zu einer Erwägung der allgemeinen Fragen und Aufgaben der neulateinischen Philologie. Möchten die Anregungen Schullers ebenso wie die im Vorstehenden gegebenen Hinweise dazu führen, daß immer mehr Kräfte sich dem so lange vernachlässigten Wissensgebiete zuwenden.

2.

Johannes Hadlaub.

Von Dr. Günther Weydt, Frankfurt a. M.

Keiner unter den späten Minnesängern ist im literarischen Andenken seines Volkes so lebendig geblieben und wieder lebendig geworden wie Johannes Hadlaub. Ja die Gestalt weniger mittelalterlicher Dichter überhaupt ist aus der Vergessenheit der Jahrhunderte so deutlich wieder hervorgewachsen wie die seine. Daß dies so werden konnte, ist vielleicht nicht allein dem Zufall zuzuschreiben, daß nach über 500 Jahren ein Novellist von der Größe Gottfried Kellers sich die Gestalt dieses Dichters als Vorwurf einer Erzählung wählte. Vielmehr liegen schon im Werk Hadlaubs selbst so unvergängliche Werte, daß man behaupten kann, sie hätten sich auf die eine oder andere Weise durchsetzen müssen und daß sie es vielleicht auf die eine und andere Weise tun werden.

Die Wissenschaft hat sich seiner Gedichte mit einem Interesse und Wohlwollen angenommen, das sonst seinen Zeitgenossen der Spätzeit nicht zuteil wurde, aber die Gründe dafür sind hauptsächlich inhaltlicher Natur gewesen. Hadlaubs Gedichte enthalten mehr realen Stoff als die irgendeines anderen mittelalterlichen Lyrikers, vielleicht Walther allein ausgenommen. Er schildert wirkliche historische Personen und sich 'ereignete unerhörte Begebenheiten' in seinen Liedern so gern wie selbst Walther nur in seinen Sprüchen.

Sein Werk ist daher fast ausschließlich auf biographische und historische Nachrichten hin untersucht worden und aus den besten Arbeiten über Hadlaub¹ können wir wenig mehr als sorgfältig gesammelte und nicht recht ausgewertete Einzelheiten entnehmen. Aber die

¹ Bartsch Karl, Die Schweizer Minnesänger (BSM.). Frauenfeld 1886. Vgl. auch BDL: „Hadlaubs Lieder roh und unbeholfen in der Form, sind nicht unwichtig, indem sie uns den Minnedienst seiner Zeit veranschaulichen“.